

des Aussenministeriums traditionsgemäss araberfreundlich, nicht aus Ressentiments Israel gegenüber, sondern aus Gründen der wichtigen Handelsbeziehungen mit den reichen Erdölstaaten.

Eine besonders enge Liaison bestand zwischen dem Haschemitischen Königreich Jordanien und den Briten. Die Legion König Abdallas, des Grossvaters König Husseins, stand unter dem Kommando des Engländers Glubb Pascha. Als einzigem der arabischen Invasoren nach der Gründung Israels ist es ihr gelungen, einen Gebietsbrocken zu erobern und besetzt zu halten. Dieser Brocken wurde später – im Gegensatz zum internationalen Völkerrecht (und nur anerkannt von Grossbritannien und Pakistan, doch nicht einmal von der Arabischen Liga) – von Jordanien annektiert und zur »Westbank« umfunktionierte. Aus diesem Teilstück westlich des Jordans wurde nicht etwa ein arabischer Teilstaat (wie es nach dem Uno-Teilungsbeschluss von 1947 denkbar gewesen wäre), sondern gleichsam eine jordanische Provinz. Die jordanische Legion war von britischen Instrukteuren geleitet und mit britischen Waffen ausgerüstet. Diese enge Bindung zwischen London und Amman hat sich von Abdalla auf Hussein übertragen. Die Sonderbeziehungen existieren noch heute. Hussein ist bei Margaret Thatcher hoch angeschrieben, und sie erfüllt seine Waffenwünsche. Ihm und dem König von Saudi-Arabien. Allein im letzten Jahr haben die Briten Saudi-Arabien Waffen im Gesamtpreis von 5 Milliarden Pfund Sterling verkauft. Unter anderem die »Tornado«-Kampfflugzeuge.

Dennoch glaubt man Margaret Thatcher, wenn sie – zuletzt beim Empfang auf dem Ben-Gurion-Flughafen Lod – ihre Freundschaft zu Israel und zum jüdischen Volk betont. Ihren Besuch versteht sie nicht als »Höflichkeitsvisite«, sondern als wirkliches Politikum. Sie sagte, die Friedensbemühungen im Nahen Osten hätten in den letzten

Monaten an Schwungkraft verloren. »Ich glaube nicht, dass Sie oder die gemässigten und weitblickenden arabischen Führer, mit denen ich in den vergangenen Monaten gesprochen habe, dies wünschen.« Frau Thatcher will »mit praktischen Schritten« das »Vertrauen aufbauen und das Misstrauen überwinden« helfen. Ein spektakulärer Friedensplan Thatchers ist nicht zu erwarten – auch in der nahen Zukunft nicht –, doch ist die dynamische »eiserne Lady« entschlossen, ihren Beitrag zu einem Nahostfrieden zu leisten. Sie erwartet von Israel Konzessionen im Verhältnis zu den Palästinensern, denen sie das Selbstbestimmungsrecht (lies: einen eigenen Staat westlich des Jordans) zubilligt, fordert zugleich aber den Verzicht der PLO auf Terroranschläge. Gerade im Kampf gegen den internationalen Terror hat sich Margaret Thatcher den US-Schritten gegen Libyens Gadhafi angeschlossen, denn sie hat es gestattet, dass die US-Kampfflugzeuge die Basen in England zum Start der Angriffe auf Libyen benutzen durften.

Zum ersten Mal in seiner Geschichte hat der Staat Israel den Union Jack offiziell gehisst. Als der britische Premier das Flugzeug der Royal Air Force verliess und von Premier Peres herzlich willkommen geheissen wurde, spielte das Armeeorchester die englische Nationalhymne und die Hatikwa. Frau Thatcher schritt darauf – allein – die Ehrengarde aller Armeegattungen ab und wurde nach der formellen Begrüssung vom Kabinett, von vielen Abgeordneten, dem Präsidenten des Obersten Gerichts und den Spitzen der Geistlichkeit aller Konfessionen begrüsst. Ihr Besuch wird ihr von allen hoch angeschrieben. Sie hat ein ungeschriebenes Tabu durchbrochen und ist nicht nur zu den Arabern gereist, sondern jetzt auch zu den Juden. Welches die konkreten Ergebnisse der Gespräche auch immer sein werden – der Besuch an sich ist wahrhaft historisch.

Dr. Roland Gradwohl, Jerusalem

16 Die Botschaft Israels an die Welt

Aus der Ansprache des Präsidenten von Israel, Chaim Herzog, vor der Berliner Pressekonferenz am 9. April 1987 – Berlin*

Mein Besuch geht nun bald zu Ende. Ich habe versucht, mit dem Wort »historisch« sparsam umzugehen, aber um dem Besuch gerecht zu werden, muss ich das Wort benutzen. Es war wirklich ein historischer Besuch, dessen Hintergrund die Erinnerungen an die Vergangenheit, dessen Wirklichkeit die Gegenwart und dessen Hoffnungen die Zukunft bildeten.

Es besteht kein Zweifel daran, dass die Vergangenheit, die unsere Gegenwart und damit auch unsere Zukunft geformt hat, wie eine unsichtbare Mauer zwischen unseren beiden Völkern steht – eine Mauer, vor der wir nur schweigend stehen können, da sie durch die Millionen meines Volkes, die in Flammen und Gas auf dem Boden dieses Landes und Europas umgekommen sind, errichtet wurde.

Hier in Berlin kann ich nicht umhin, an die schicksalhaften Ereignisse zu erinnern, die den Zusammenbruch der Demokratie und den Aufstieg Hitlers herbeigeführt haben. Ereignisse, die den Führenden der freien Welt, wo immer sie sich auch befinden, stets vor Augen stehen sollen, damit sie aus der Vergangenheit lernen. Ich kann nicht umhin, an die schrecklichen Anfänge zu erinnern, an jenes Regime der Unterdrückung und die zu dieser

* In: »Die Mahnung«, Hg.: Bund der Verfolgten des Naziregimes, Berlin, 1. Mai 1987 (34/5).

Zeit kleinmütige und schwache Reaktion der Länder der freien Welt angesichts dieser Bedrohung. Ich kann nicht umhin, an die Kristallnacht zu erinnern und an all das, was sie vor Augen führt. Jene Nacht im Jahre 1938, als die Sturmabteilungen der Nazis in den Städten dieses Landes Synagogen in Brand setzten und in den Strassen Freudenfeuer machten, in die sie heilige Bücher, Gesetzesrollen und die Bibel warfen. Es war die Nacht, in der jüdische Wohnungen zerstört und Familienoberhäupter verschleppt wurden, von denen viele nie wieder zurückkehrten. Es war die Nacht, in der die Strassen der Städte Deutschlands von einer Schicht zerbrochenen Glases bedeckt waren, das sich in Millionen von Kristallen auflöste, die der Nacht ihren Namen gaben. Es war die Nacht, die schliesslich zu den Krematorien und den Gaskammern führte: Auschwitz, Treblinka, Birkenau, Dachau, Buchenwald, Theresienstadt und andere. Es war die Nacht, die zu dem schrecklichsten Holocaust in der Geschichte der Menschheit führte.

Da ich hier vor Ihnen stehe, kann ich nicht umhin, den Reichstagsbrand zu erwähnen und das, was er bedeutete. Ich kann nicht umhin, an die Ereignisse zu erinnern, die sich in nächster Nähe von hier abspielten, als sich das Drama der letzten Stunde des Dritten Reiches im Bunker seinem logischen Ende näherte.

Ich stehe hier vertieft in die Erinnerungen an jenen kurzen Zeitabschnitt des Schreckens – nur zwölf Jahre lang, der unbeschreibliches Grauen über einen so grossen Teil Europas brachte und der allen, die ihn erlebten, wie ein tausendjähriger Alpdruck erschien.

Ich stehe vor Ihnen bei dieser denkwürdigen Gelegenheit im Bewusstsein der Vergangenheit – und sie nie vergessend – und den Forderungen der Zukunft, der unsere beiden Länder entgegenblicken.

Bevor ich jedoch zu einem Überblick in die Vorgänge in unserem Teil der Welt übergehe, möchte ich Ihnen sagen, wie sehr meine Frau und ich die Aufnahme, die uns in Deutschland zuteil wurde, schätzen, wobei wir uns des historischen Charakters dieser Reise voll bewusst sind. Da mich die Bedeutung meines Besuches in Deutschland auf diesem Boden Schritt und Tritt begleitet, bin ich mir auch bewusst, in einer der Hauptstädte der Welt zu sein, in der zwei Lebenswege der Menschheit ihren Niederschlag finden. Ihre Hälfte, zu der wir auch in Israel gehören, folgt dem System, das von einer Minderheit der Nationen der Welt gewählt wurde. Wir sind stolz darauf, dieser Minderheit anzugehören.

Ich komme zu Ihnen aus einer zerstrittenen, problematischen Gegend; einige Probleme sind Ihnen wohl bekannt. Ich war immer der Ansicht, und nichts hat daran bisher etwas ändern können, dass eines der Probleme, die wir haben, wenn wir der Welt den arabisch-israelischen Konflikt erläutern, das Fehlen einer Perspektive bei denen ist, die sich mit diesem Thema beschäftigen.

Ich will keineswegs behaupten, dass der arabisch-israelische Konflikt kein wichtiger sei. Natürlich ist er das, und er verdient sicherlich mehr als unsere entschlossenen Bemühungen zu seiner Lösung. Aber er scheint ein Interesse zu erwecken, um andere, mindestens ebenso wichtige Fragen des Mittleren Ostens auszuschliessen. Betrachten Sie die Lage rings um uns, wie sie uns erscheint: Afghanistan, Iran, der Iran-Irak-Krieg, der anhaltende Bürgerkrieg im Libanon, Kap Hoorn, der Jemen, Tschad, der Sudan, West-Sahara – all das hat nichts mit dem Streit der arabischen Länder mit uns zu tun. Und dann erst wird vielleicht die Perspektive des politischen Bildes unserer Region klarer werden.

Soweit das den Weltfrieden angeht, ist der arabisch-israelische Konflikt meiner Meinung nach nicht das einzige zentrale und ausschliessliche Problem im Mittleren Osten. Die ihn als solches bezeichnen, könnten, auch unabsichtlich, die öffentliche, ja sogar die Weltmeinung, informieren und so dazu führen, Situationen zu ignorieren, die Gefahren für die Welt bedeuten.

Denn auch nach einer erhofften Lösung des arabisch-israelischen Konflikts – auf welche friedliche Weise dies auch zustande kommt – könnten die Hauptzentren des Blutvergiessens, der Kämpfe und der Unsicherheit trotzdem bestehen bleiben.

Vergleichen Sie die Berichterstattung der Medien in aller Welt über den Golfkrieg, über den sowjetischen Einmarsch in Afghanistan – um nur zwei Beispiele zu nennen – mit der Fülle von Berichten über vereinzelte Steinwürfe am westlichen Jordanufer, so bekommen Sie einen Begriff von der von mir bereits erwähnten Besessenheit in bezug auf unseren Konflikt.

Ein Ergebnis der Unausgewogenheit hinsichtlich des Israelbildes und des arabisch-israelischen Konflikts war oft die fehlende Perspektive und daher das Versäumnis, den bisherigen Vorstoss auf dem Weg zum Frieden richtig einzuschätzen.

Alle Regierungen Israels haben sich bemüht, den Friedensprozess im Mittleren Osten voranzubringen; viele intensive politische Schritte sind unternommen worden. In

diesem Friedensprozess hat die Regierung der Vereinigten Staaten eine zentrale Rolle gespielt. Da wir in den von uns verwalteten Gebieten mit eineinviertel Millionen Arabern zusammenleben, nicht eingerechnet die ungefähr 700 000 israelischen Araber, pflegen wir schon lange einen ständigen, wenngleich informellen Dialog mit der arabischen Welt.

Was ich hier zum Ausdruck bringen möchte, ist mit anderen Worten, dass der tägliche Kontakt zwischen Israel und der arabischen Welt viel enger und komplexer ist, als im allgemeinen wahrgenommen wird. Hinzu kommt, dass die Gesellschaft des Westufers in vielen Beziehungen ein Teil der jordanischen Gesellschaft ist, genauso wie die Einwohner sich frei in beiden Richtungen über die Jordanbrücken bewegen. Nur wenige Menschen ausserhalb Israels können das Ausmass der Kontakte zwischen der jüdischen und der arabischen Welt überblicken. Das sollte aber der wichtigste Faktor in der Bewertung der Lage in dieser Gegend sein.

Ein Ergebnis der Initiative Präsident Sadats, seinem Besuch in Jerusalem im Jahre 1977, war die psychologische Revolution auf diesem Gebiet. Damit ist eine historische Wasserscheide überschritten worden, und die Realität Israels scheint – wenn auch nicht immer bereitwillig – in zunehmendem Masse akzeptiert zu werden. Man braucht nur die Reaktion der arabischen Welt auf die ägyptische Initiative vom Jahre 1977 einerseits mit ihrer verhältnismässig zurückhaltenden Reaktion auf den offiziellen Besuch des damaligen Premierministers Peres als Gast von König Hassan in Marokko andererseits und auf die kürzliche Gipfelkonferenz in Alexandria und Kairo mit Präsident Mubarak zu vergleichen.

Drei arabische Regierungen haben den Grundsatz unmittelbarer Verhandlungen mit Israel angenommen: Ägypten, Marokko und Jordanien. Viele andere haben ihre schweigende Zustimmung gegeben. Wer hätte noch vor zehn Jahren, als unsere Grenzen zur arabischen Welt hermetisch verschlossen waren, davon zu träumen gewagt? In der gemässigten arabischen Welt geht es heute nicht darum, ob man mit Israel verhandeln soll oder nicht – das ist mehr oder weniger selbstverständlich; man diskutiert über die Verhandlungspunkte.

Ich bin Oberhaupt eines Staates, von dessen Bürgern 17 % Araber und Drusen sind. In Anbetracht der Probleme, mit denen wir uns in den letzten neununddreissig Jahren auseinanderzusetzen hatten, ist die Lage der vollständig in die israelische Gesellschaft integrierten arabischen Bevölkerung vielleicht eines der grössten Tribute unserer freien und demokratischen Gemeinschaft. Unsere arabischen und drusischen Bürger sind ebenfalls ein integraler Bestandteil des politischen Lebens unseres Landes; sie haben ihren Anteil daran, sei es innerhalb ihres eigenen ethnischen Rahmens oder im allgemeinen Rahmen des Landes, und sind in der Knesset vertreten.

Ich behaupte nicht, dass es keine Probleme gibt oder dass Frieden herrscht – bei weitem nicht. Aber der im Ausland überwiegende Eindruck einer Schwarz-Weiss-Konfrontation zweier Völker wird der Wirklichkeit nicht gerecht. Die grauen Schattierungen des Bildes sind gewichtiger als das Schwarz und Weiss.

Aber Friedensbemühungen sind nicht einseitig. Sie benötigen Mut auf allen Seiten. Die jahrelange Suche nach Frieden ist eine Tatsache. Aber mit Ausnahme des verstorbenen ägyptischen Präsidenten Anwar Sadat fehlte es bei unseren arabischen Nachbarn leider an Mut. Frieden ist nicht nur eine erhabene Tatsache, sondern sogar in einer grausamen Wirklichkeit ein Imperativ. Es ist die Suche nach Sicherheit, Wohlfahrt, nach Stabilität in einer feindlichen Umgebung.

Frieden verlangt direkte und unbehinderte Verhandlungen. Wir wären nur dankbar, wenn Freunde in aller Welt, die manchmal freigebig mit politischem Rat zu sein scheinen, uns raten würden, wie wir unsere Nachbarn zu direkten und bedingungslosen Verhandlungen bewegen könnten. Nur solche Verhandlungen können zu einem wirklichen Fortschritt auf dem Wege zum Frieden führen, nach dem mein Volk und wahrlich die ganze Region verlangt.

Tatsächlich muss die Frage nach den richtigen Proportionen und Perspektiven, unter denen unsere Probleme von Europa aus betrachtet werden, bei uns grosse Besorgnis erregen, weil wir zuweilen ein beunruhigendes Mass von Ungleichheit in der Betrachtens- und folglich auch Behandlungsweise der Vorgänge im Nahen Osten beobachten.

Während wir unseren Kampf auf der andauernden Suche nach Frieden fortsetzen, schreitet unsere Entwicklung als die einer freien, pulsierenden Gesellschaft weiter fort, die allen und jedem ihre Hand zur Zusammenarbeit bietet.

Wir kennen unsere Unzulänglichkeiten, wir kennen unsere Fehler, aber als eine freie, vibrierende vielrassige Gesellschaft sind wir uns auch der Notwendigkeit fortgesetzter Anstrengungen zu deren Überwindung bewusst.

Wir in Israel träumen von dem Tage, der uns den Frieden bringen wird. Unsere Schriftsteller, unsere Dichter, unsere Liedermacher, unsere Autoren und unsere Bühnenschriftsteller – Juden und Araber – geben den natürlichen Wünschen unseres Volkes ständig deutlichen Ausdruck. Wir träumen von dem Tage, an dem wir unseren Nachbarvölkern vorschlagen können – wenn sie dies wollen –, die Früchte unserer Forschung, wissenschaftliche und technologische Fortschritte mit uns zu teilen.

Das ist unsere Botschaft an die Welt und an unsere eigenen Nachbarn.

Es ist wahrlich angebracht, dass dieser Ruf von dieser Stadt ausgehe, die heute so sehr das Ringen um Freiheit und um die Grundrechte des Menschen widerspiegelt. Es ist angebracht, dass er hier ertöne, dass er über die Mauer von denen gehört werde, die die Macht der Entscheidung in Osteuropa in ihren Händen halten.

Wohl sind in der Sowjetunion zunehmend Zeichen einer Änderung wahrnehmbar, die zweifellos den Erfordernissen und Wünschen zahlloser Millionen entsprechen. Es könnte noch zu früh sein, die Tragweite dieser Wandlungen einzuschätzen. Es mag deshalb genügen, zu sagen, dass die Juden der Sowjetunion noch nicht die Freiheit der Menschenrechte haben, zu leben, wo sie wollen, ihre Religion auszuüben und ihre uralte Sprache zu lehren und zu studieren.

Dass dies sich ändern wird, ist die Hoffnung, der ich hier Ausdruck geben möchte. Über die trennende Mauer hinweg dringt mein Gebet, dass dieser Vorbote eines wirklichen Wandels die Öffnung der Tore der Sowjetunion für unser Volk einleiten werde. Denn das wäre eine Entwicklung, die den Beginn eines neuen Zeitalters ankündigen würde, eines Zeitalters, in dem diese bedrohlichen Mauern verschwinden und die Völker frei und brüderlich miteinander leben werden.

Die grosse russische Kultur hat die Gründerväter des Zionismus und des jungen jüdischen Staates angeregt und beeinflusst. Ich möchte von hier aus eine Botschaft senden und die Führer der Sowjetunion und ihre Menschen dazu auffordern, ein neues Kapitel in den Beziehungen unserer beiden Völker zu beginnen. Lassen Sie uns damit aufhören, übereinander zu sprechen, beginnen wir, miteinander zu sprechen, auch über unsere unterschiedliche Auffassung der Weltprobleme, einschliesslich dem des Nahen Ostens.

Aussprache

17 »Karl der Grosse und die Juden« aus philologischer Sicht

Im Anschluss an Jochanan Koenigs zusammenfassenden Bericht über eine Tagung der Bischöflichen Akademie Aachen, die sich mit »Karl dem Grossen und den Juden« befasste (FrRu XXXIV/1982, S. 52 ff.) möchte der folgende Beitrag auf einen philologischen Aspekt desselben Themas aufmerksam machen.

Während der Regierungszeit Karls des Grossen, gegen Ende des 8. Jahrhunderts, entstand im Frankenreich, dem Dialekt nach wohl in der Gegend des heutigen Lothringens, die deutsche Übersetzung einer Schrift des Isidor von Sevilla, welche als *De fide catholica ex vetere et novo testamento contra Judaeos* bekannt ist. Das Werk war ursprünglich gegen die Juden in Sevilla gerichtet, die sich von den durch biblische Zitate gestützten Argumenten Isidors von der Gottheit Jesu nicht überzeugen lassen wollten. Den Anlass zu der vermutlich von Karl gebilligten Übersetzung dieser unbestreitbar judenfeindlichen Schrift bot wohl, wie heute angenommen wird, Karls Bekämpfung der adoptianistischen Lehre, die sich in den letzten Jahrzehnten des 8. Jahrhunderts von Spanien verbreitete. Dadurch, dass der Text von einem orthodoxen spanischen Bischof verfasst war und obendrein viele Bibelstellen enthielt, die sowohl von den Verfechtern der heterodoxen Lehre als auch von deren Gegnern in ihrer Politik benutzt wurden, scheint er sich besonders zur Verwendung bei den Disputationen im fränkischen Reich, auf den Syn-

oden zu Regensburg 792, Frankfurt 794, Aachen 800 geeignet zu haben. Ob die ganze, aus zwei Büchern bestehende Schrift übersetzt wurde, lässt sich nicht ermitteln. Erhalten ist sie in einem 43 Seiten langen Fragment vom Ende des 8. Jahrhunderts, offensichtlich in des Übersetzers eigenem Dialekt, das den grössten Teil des ersten Buches (aber ohne den Anfang) umfasst und sich jetzt in Paris befindet (BN lat. 2326), und in einer zeitgenössischen bairischen Bearbeitung der Übersetzung, die bruchstückartig in den jetzt in Wien (ÖNB lat. 3093) befindlichen sog. Mondseer Fragmenten enthalten ist, wo sie ebenfalls auf das erste Buch beschränkt ist, sich aber nur z. T. mit dem Textbereich in der Pariser Handschrift deckt. Von dem Werk Isidors gibt es verschiedene Rezensionen, darunter eine längere, die sicherlich auf Isidor zurückgeht und u. a. in spanischen Handschriften vorhanden ist, und eine kürzere, die mehr oder weniger der Übersetzung zugrunde lag und uns in den meisten aus deutschen und Schweizer Skriptorien stammenden Handschriften begegnet.

An einer Stelle, wo die längere Fassung ausdrücklich die Juden erwähnt, fehlt diese Bezugnahme in der kürzeren. Nach dem Zitat von Ps. 44, 7–8 fährt der Kommentar (im lat. Text wie in seiner Übersetzung) fort: »Wer ist denn dann dieser von Gott gesalbte Gott? Jetzt mögen sie (also nicht »die Juden«) uns antworten.« Die Frage berührt den